

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

3.9.1916 (No. 36)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 36

Karlsruhe, Sonntag, 3. September

1916

Inhalt: Schwarzwaldode. Von Robert Haaf. — Jugend von einst, heute und morgen. Von Oscar N. S. Schmitz. — Friedrich und Voltaire. — Sacharin. Von Dr. Heinrich Wiesenthal. — Der Weise. Ein erdachtes Gespräch von Paul Ernst

Schwarzwaldode.

Von Robert Haaf.

Nach öder Zeit, nach langer Gefangenschaft,
Nach Druck und Kleinmut, der auf der Seele lag:
Seh' ich dich ragen und grüße dich wieder,
Dich, mein Schwarzwald!

Es hebt sich empor deiner Kuppen dunkles Gewog,
Felswände starren, es leuchtet dein Wiesengrün,
Und drüber her ihre schattenden Zweige
Senken die Tannen.

Dein Antlitz ernst, doch freundlich und wohlvertraut,
Es spricht zu mir, und es dringt mir zum Herzensgrund,
Wie das ruhige Wort bewährten, alten
Tröstenden Freundes.

In deinem Reich, in deines Waldfriedens Bann
Da haufen nur gute Geister und haben Gewalt,
Und die dummen Teufel der Selbstqual müssen
Beschämt entweichen.

Wie dem einsamen Weih, der über den Forst dir zieht,
So breiten sich mir in der tragenden Hochlandluft,
In ruhig gewordenen, stilleren Kreisen
Die Schwingen der Seele.

Nun schreit' ich wieder durch dein hohes Revier
Und spüre deines Anhauchs heilende Kraft,
Schau' dir in's dunkle, waldtiefe Auge —
Und wir versteh'n uns!

Befreiung rauscht mir dein wogendes Wipfelloid,
Wildwasser murmeln, es hämmert ein ferner Specht,
— Es rufen die alten, bekannten Stimmen
Aus jungen Tagen.

Aus Tal und Tobeln und hoch vom Berghang blinkt's,
Hell unter tiefgesenktem Strohdach hervor,
Der weiße Rauch, wie wehende Schleier,
Entschwebt in die Tannen, —

Und von der Halde drüben, bald fern, bald nah,
Von Heerdenglocken ein wandelnder Stimmenklang,
Und über die Höhen und Täler läutet's:
Hier ist der Friede!

(Aus Haaf's „Abnoba“, Lieder und Bilder vom Schwarzwald.)

Jugend von einst, heute und morgen.

Von Oscar N. S. Schmitz.

In unbefangenen, noch nicht zweckhaft eingestellten Zeiten erscheinen die einzelnen Lebensalter als das, was sie sind: Daseinszustände, die in sich selbst ihre Erfüllung tragen. In der Tat können Kind, Jüngling, Jungfrau, Mann, Weib und Greis etwas in sich Vollkommenes sein; unvollkommen erscheinen sie erst, wenn man sie nicht in ihrem Wesen anschaut, sondern vom Standpunkt der Wesenheit eines anderen Zustands. Das von Nützlichkeitsgesichtspunkten beherrschte 19. Jahrhundert suchte auch dem natürlichen Leben Zwecke unterzule-

gen. Der Jüngling erschien ihm selbst als nichts, er war nur etwas im Hinblick auf seine künftige Mannheit, also etwas Halbfertiges, noch nicht Mitzählendes. Der Greis war im Gegensatz zum Altertum, welches das Greisenalter ehrte, nur ein hilfloser Mann. Das weibliche Leben wurde allein im Hinblick auf die Jungfrau gewertet. Das Weib war nichts als eine bereits unter die Haube gekommene Jungfrau und galt nicht mehr viel. So war das 19. Jahrhundert die Zeit der Jungfrauen, die von tüchtigen Männern für Küche und Kinderstube gewählt wurden. Nun ist wohl wahr, was Professor Lönnies in „Gemeinschaft und Gesellschaft“ sagt, daß der rechte Mann der reise Mann, das rechte Weib das junge Weib sei; aber wieviel tiefste Menschenwerte büßte das 19. Jahrhundert ein durch die Heberspannung dieser Wahrheit. Es fehlte ihm die heitere Unschuld der Kindheit, die tiefe Weisheit des Greisenalters, der die Sitten veredelnde Einfluß der erblickten Frau. Das Kind wurde in spanische Stiefel eingeschnürt, der Greis „abgesägt“, das reise Weib übersehen. Am die Jahrhundertwende begann ein merkwürdiger Umschwung. Die der Schule Entronnenen begnügten sich nicht wie frühere Geschlechter mit der Freude, die Plage los zu sein, um dann als künftige tüchtige Männer ihren Kindern dasselbe unumgängliche Los zu bereiten; sie erhoben heftige Anklagen gegen die Schule, die Erziehung überhaupt. Der Schuljugend selbst blieb diese Bundesgenossenschaft nicht verborgen, sie nahm nicht mehr alles hin, und eine neue Lehrerschaft entstand, die sich ernstlich mit dem der Jugend eigentümlichen Wesen zu beschäftigen begann. Seit ungefähr zwanzig Jahren ist nun die Bewegung im Gang, freilich nicht so klar und selbsterkennend, wie man es nachträglich darstellen kann. Unser ganzes Erziehungswesen unterliegt daher dauernden Versuchen und Neuerungen, die zu einem endgültigen Ergebnis noch nicht gekommen sind. Zunächst spielt da der heillose Geist des 19. Jahrhunderts selbst noch störend und verzerrend hinein. Was an der Schule des 19. Jahrhunderts gut war, hatte sie aus dem 18. Jahrhundert übernommen, den Idealismus des humanistischen Geistes und die Abstufung nach verschiedenen Wesensarten. Gerade dies Gute aber steht in Gefahr, immer mehr abgeschafft zu werden. Auch in den Gymnasien wich der humanistische oft dem Nützlichkeitsgeist, und nun droht gar der alle Abstufung beseitigende Gleichmacherwahn mit der Einheitsschule. Dies alles hat aber nichts zu tun mit der Wesensart der Jugend, der das 20. Jahrhundert wohl wieder gerecht werden dürfte. Auch die Stimmen, die dies fordern, sind einstweilen verwirrt durch noch unvergorene Gedankenreste des 19. Jahrhunderts. Die neue Bewegung liebt revolutionäre Gebärden. Nun befindet sich aber alles, was Revolution heißt, genau wie alle Gewalt Herrschaft auf der niederen Stufe, wo hoffnungslos These gegen Antithese steht. Es ist nicht erstrebenswert, das künftige die Jungen die Reifen (die „tumben“ die „weisen“, wie man mittelhochdeutsch sagte) absehen. Das 20. Jahrhundert wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Synthese aus These und Antithese ziehen, die Revolution überwinden, nicht durch Gleichberechtigung aller, aber durch Berechtigung aller, ihrem verschiedenen Wesen entsprechend. Die Thetiker wie die Antithetiker werden alle in gewissem Sinn gleichzeitig recht und unrecht behalten. Die Einschränkung der Jugend wird aufhören müssen, aber das geforderte Selbstbestimmungsrecht wird sie wohl nicht erhalten, weil es ihrem schutzbedürftigen Wesen gar nicht entspricht. Der Reife wird dem aus brausendem Blut das Leben anders begreifenden Jüngling nicht ohne weiteres als einem unreifen Bürschchen über den Mund fahren dürfen, noch wird die Erfahrung, die ohne Zweifel das Länger-auf-der-Welt-sein auch dem nicht Genialen gibt, ausgeschaltet werden können. Die Synthese wird darin bestehen müssen, daß jedem Alter seine Wesensart in freier Blüte erhalten bleibt, nicht aber, wie das politische Kauderwelsch des 19. Jahrhunderts sagt, „gleiche Rechte“ gegeben werden, denn der Wesensart der Jugend entsprechen nicht die Rechte der Reife, so wie ja auch der Reife viele Pflichten obliegen, von denen man die Jugend gern entbindet. Das griechische Altertum zeigt hier das schönste Vorbild im harmonischen Verkehr der Jünglinge, Männer, Greise. Es sind verschiedene Lebenslagen, in denen Achill, Odysseus oder Nestor vorherrschten.

Wer die Synthese sucht, darf also an den verschiedenen Erziehungs- und Jugendbewegungen der Zeit nicht blind vorübergehen, so widersinnig auch das noch ganz in antihetischen Scheuklappen daherirabende „Jahrhundert des Kindes“ sich einzuführen scheint. Die neuen Formen sind oft ärgerlich, aber diese neue Jugend ist der Stoff einer lebendigeren Zukunft. Die Schuld, daß dieser Stoff sich so schwer gestaltet, liegt an der völligen Hilflosigkeit vieler Aelteren, deren aus dem 19. Jahrhundert stammende Ideale grausam als materialistische Zwecke entlarvt und machtlos geworden sind.

Wenn man von dem Geist eines Jahrhunderts spricht, so meint man nicht, daß alle Menschen der Zeit von jenem Geist erfüllt sind, die meisten werden davon nur berührt. So gab es auch im 19. Jahrhundert, besonders in der Provinz, zahlreiche Schichten, wo die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern — gelegentliche Härten abgerechnet — im Grund gesund waren und gegenseitiges Vertrauen zeitigten. Die Eltern erschlossen sich den Kindern niemals ganz, aus der rechten Erkenntnis, daß nicht alles für Kinder und Heranwachsende verständlich ist. Die Eltern waren in der Familie, als die Schöpfer und Erhalter, die Hauptsache; nach ihnen und ihren Zwecken hatte sich alles zu richten. Dabei wurden Wünsche der reiferen Jugend leicht mehr beeinträchtigt als erforderlich war; aber dies waren geringe Nachteile gegenüber den Wohlthaten der Eltern, die im ganzen doch immer wieder anerkannt wurden. Kinder hatten zunächst einmal den Eltern Freude zu machen; dafür machten die Eltern auch den Kindern manche Freude, aber nicht zu reichlich, denn Bewöhnung galt als schlimmster Erziehungsfehler. Die Aufforderung des Vaters an den Sohn zu einem Spaziergang, einem Ausflug war ein freudiges Ereignis. Die Folge von alledem war Ehrfurcht bis über das Grab hinaus, die auch der später unausbleiblichen Kritik gegenüber den menschlichen Unvollkommenheiten der Eltern standhielt. Gegen das Ende des 19. Jahrhunderts verminderten sich in überraschender Schnelle die Familien, in denen dieses „altmodische“ Verhältnis bestand. Hatte die Härte der Väter oder die Empfindlichkeit der Kinder zugenommen, es kam die Zeit der Auflehnung der Kinder, die sich oft gewaltsam und mit verzweifeltten Mitteln der Autorität zu entziehen suchten. Die wachsende Zahl der Schülerelbstmorde erregte Schrecken, und — das Jahrhundert oder besser das Jahrzehnt des Kindes zog herauf.

Nun wurden die Kinder die Hauptsache, alles in der Familie drehte sich um sie. „Wer die Jugend hat“, hieß es einseitig richtig, „hat die Zukunft“, und man ergänzte: „Wer mit der Jugend geht, bleibt jung, gehört noch nicht zum alten Eisen.“ Nicht mehr suchten die Kinder von den Eltern zu erfahren, wie es denn im Leben eigentlich zugeht; umgekehrt: die Eltern waren rückständig, „wußten gar nichts davon, wie es heutzutage ist“, fühlten dies selbst und bemühten sich ängstlich, mit ihren „fortgeschrittenen“ Kindern Führung zu halten. Besonders manchen Müttern, deren Mann früh gestorben war, gelang es trefflich, „Kamerad“ ihrer Kinder zu werden, d. h. alle Autorität des Muttertums und des reifen Alters zu unterdrücken, auf die „Eigenart“ der Kinder einzugehen, vor ihrer talentvollen „Persönlichkeit“ auf den Knien zu liegen und zu erlauben oder vielmehr zu jubeln (denn wer hat denn ein „Recht“, einem „andern Menschen“ etwas zu erlauben oder zu verbieten?), daß nicht wenige Achtehnjährige wenigstens gesprächsweise der freien Liebe anhängen, gebildete Mädchen Barfuß- oder Nackttänzen rinnen wurden oder soziale Fürsorgedienste leisteten, wie Luftstößern unehelicher Väter oder treuloser Gatten in Arbeiterkreisen, oder sich am Kampf gegen unsittliche Literatur und Einrichtungen beteiligten. Warum denn nicht? Gefühlshemmungen, die sich nicht logisch begründen ließen, wurden in dem Jahrzehnt des Kindes oft als rückständige Vorurteile zum Rehricht geworfen. Aber um gerecht zu sein: manche Väter waren nicht besser, nur weniger folgerichtig als die Frauen, die das, was sie tun, Gutes wie Schlechtes, gern mit ganzer Hingebung verrichteten.

Die Ursache dieser Widerstandslosigkeit der erziehenden Generation liegt in der Brüchigkeit ihrer eigenen Ideale. Unfähig, aus überzeugenden Ideen die stilkliche Kraft und das gute Gewissen einer gerechten Autorität herzuleiten, und voll Angst, sich die Kinder sonst ganz entgleiten zu sehen, begannen sie mit den Wölfen zu heulen. Hier liegt die Wurzel des so vielfach gerügten Mißstandes, daß dem letzten Jahrzehnt immer mehr die Gemütswerte abhanden gingen zugunsten schillernder Verstandesgaben. Kein Wunder, wenn der Lebensinhalt der Kinder wider alle Natur nicht die Liebe zwischen ihnen und den Eltern ist, sondern die Zuspitzung des Gegensatzes. Nicht daß der Gegensatz zwischen Eltern und Kindern neu wäre, er ist so alt wie ihre Liebe. Es ist bekannt, daß Menschen von eigenem Kern nie Musternaben gewesen sind; aber es ist etwas anderes, ob Vater und Sohn aus dem wesenhaften Gegensatz, der genau so wie die Liebe naturgemäß zwischen den Lebensaltern besteht, einmal hart auf hart aneinanderprallen, daß die Funken fliegen, oder ob der Vater seine Autorität abdankt, aber daneben ewig mit dem Sohn nörgelt und sich auf unfruchtbare Erörterungen einläßt. Statt der

Liebe wächst derart in den Kindern das dialektische Geschick, sich ihre „Eigenart“ selbstgefällig zu formulieren. In gebildeten Familien geschieht dies oft mit einer seeletötenden kühlen Höflichkeit, ohne Leidenschaft: „Meine alten Herrschaften sind wirklich entzückende Leute. Sie geben sich ja auch alle Mühe, mit uns Jungen mitzukommen, sie sind manchmal geradezu rührend, aber wirkliches Verständnis — keine Spur. Dann quälen sie uns mit ihrer Liebe, mit ihrer Angst, und manchmal ist gar nicht mehr mit ihnen auszukommen. Da steigt ihnen dann oft der Autoritätskoller in den Kopf, und schließlich muß man nachgeben wegen der verdammten wirtschaftlichen Abhängigkeit. Es müßten Schiedsgerichte . . . usw.“ Die Eltern müssen heute um die Kinder werben und werden oft, wie alle ängstlichen Liebhaber, schlecht behandelt!

Es gibt heute eine junge, geistige Bewegung, die — angesichts ihrer Erzieher — in dem nicht ganz unverständlichen Irrtum befangen ist, fruchtbar sei überhaupt nur die Jugend, nach dem 25. Jahre beginne die Verkalkung. Einige Ausnahmen lassen sie zu: besonders einige ältere Schriftsteller, die ihnen nachlaufen, die glauben, dadurch jung zu bleiben, daß sie immer mit der Jugend gehen, ohne zu ahnen, daß sie sich eben dadurch um die wahren Werte des Lebens betrügen. Es handelt sich nicht darum, lange jung, sondern lange lebendig zu bleiben. Dies können wir aber nur, wenn wir in jedem Lebensalter völlig in dessen Wesensgehalt aufgehen. Gerade auf rein geistigem Gebiet wurden die größten Werke von Männern über 30 und 40, ja von noch älteren geschaffen. Man kann tief lebendig sein ohne viel Berührung zu haben mit der gleichzeitig herauskommenden Jugend. Man soll ihr ebensowenig nachlaufen wie sie bekämpfen, sondern ihr ihr Lebensrecht auf Anderssein gönnen.

Friedrich und Voltaire*)

In den folgenden Stücken des Briefwechsels stellt sich das Politische neben das Literarische. Wenn Friedrich dem Franzosen über Lothringen Bescheid sagt, kündigt sich der zukünftige König deutlich an. Die Red.

Voltaire an Friedrich.

Girey, 5. August 1738.

Ich möchte Frankreich mit einem sehr reichen Mann vergleichen, der von Leuten umgeben ist, die sich nach und nach ruinieren; er kauft ihre Güter billig auf. So ungefähr hat dieser Riesentisch, der unter einem despotischen Oberhaupt zusammengesetzt ist, Roussillon, das Elsaß, die Franche-Comté, die Hälfte Flanderns, Lothringen usw. verschluckt. Ew. Kgl. Hoheit erinnern sich an die Fabel von der Schlange mit mehreren Schwänzen; diese zweite schlüpfte hindurch, wo die erste sich nicht hindurchzwängen konnte.

Darf ich mir die Freiheit nehmen, Ew. Kgl. Hoheit inständig zu bitten, mir gütig zu sagen, ob man im Reich einstimmig der Ansicht ist, daß Lothringen eine Provinz hiervon sei? Es scheint mir nämlich, daß die lothringischen Herzöge dies nicht glaubten, und daß sie nicht als Herzöge von Lothringen Sitz und Stimme im Reichstag hatten. Ew. Kgl. Hoheit wissen, daß die germanische Rechtslehre über viele Artikel geteilter Meinung ist; aber Ihre Auffassung wird für mich die Gültigkeit eines Gesetzbuchs haben.

Die Mächte, die durch den Zeitenlauf, durch Kriege und Eheschließungen stärker geworden sind als ihre Nachbarn, werden alles tun, um diese zu verschlingen, so wie der Reiche den Armen bedrückt, der neben ihm wohnt. Das nennt man dann große Politik; das nennt Ihre anbetungswürdige Seele große Ungerechtigkeit, große Abscheulichkeit. Ihre Politik hat das Ziel, Unterdrückung zu verhindern. Alle Fürsten sollten in den Tisch ihres Staatsrats und auf die Klinge ihres Degens eingraviert die Worte vor sich haben, mit denen Ew. Kgl. Hoheit schließen: „Es ist eine Schmach, seine Staaten zugrunde zu richten, es ist sträfliche Raubgier, diejenigen zu überfallen, auf die man kein Recht hat.“ Das sind Worte eines Großen und eine Bürgschaft für das Glück eines ganzen Volkes.

Ew. Kgl. Hoheit müssen mir eine Idee verzeihen, die mir des öftern durch den Kopf gegangen ist. Als ich das Haus Oesterreich dem Aussterben nahe sah, habe ich zu mir selbst gesagt: Warum sollte nicht jetzt die Zeit der Fürsten kommen, deren Velenutnis dem römischen entgegengesetzt ist? Könnte nicht unter ihnen ein Fürst sich finden, der mächtig genug ist, um sich wählen zu lassen? Könnten nicht Schweden und Dänemark ihm helfen? Und wenn dieser Fürst Tugend und Geld hätte, könnte man dann nicht auf ihn wetten? Könnte man nicht die Kaiserwürde übertragbar machen wie gewisse Bistümer, die bald einem Lutheraner, bald einem römischen Prälaten gehören? Ich bitte Ew. Kgl. Hoheit, mir diese Phantasie zu verzeihen, die wohl klingt, als sei sie einem Bande von Tausendundeinernacht entnommen.

Friedrich an Voltaire.

Remusberg, 11. September 1738.

Der Vergleich Frankreichs mit einem reichen gewichtigen Mann, den verschwenderrische und unglückliche Nachbarn umgeben, ist äu-

*) Dem im Verlag Alstein & Co., Berlin, erschienenen Buche „Der junge Fritz in Rheinsberg“ entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages die obigen Briefe. Die Red.

herst glücklich. Er veranschaulicht sehr klar die Stärke der Franzosen und die Schwäche der angrenzenden Staaten. Er deckt den Grund dieser Schwäche auf und gestattet der Einbildungskraft, durch die Jahrhunderte, die nach uns verrinnen werden, hindurchzublicken, um in diesem ganzen Ablauf das ständige Wachstum der französischen Monarchie festzustellen, das seine Ursache in einem unveränderlichen einheitlichen Prinzip hat. Dieser unter einem despotischen Oberhaupt vereinten Macht, die wahrscheinlich eines Tages all ihre Nachbarn verschlingen wird.

Dergestalt ist Lothringen durch die Uneinigkeit im Reich und durch die Schwäche des Kaisers an Frankreich gefallen. Diese Provinz galt von jeher als Reichslehen; ehemals war sie ein Teil des Kreises Burgund, der durch dieses namlche Frankreich vom Reiche abgetrennt worden ist; und von jeher hatten die lothringischen Herzöge Sitz im Reichstag. Sie haben die Römermonate bezahlt, in den Kriegen ihre Kontingente gestellt und sind allen Pflichten deutscher Reichsfürsten nachgekommen. Wahr ist, daß der Herzog Karl oft die Partei Frankreichs oder auch der Spanier ergriffen hat; aber er war ebenso ein Stüd des Reiches wie der Kurfürst von Bayern, der die Heere Ludwigs XIV. gegen die des Kaisers und der Verbündeten befehligte.

Sie bemerken sehr geistvoll, daß die Männer, die am konsequentesten sein sollten, die Herrscher über Königreiche, die mit einem Wort über das Glück der Völker entscheiden, manchmal am meisten dem Zufall überlassen. Diese Könige, Fürsten, Minister sind eben nur Menschen wie die Privatleute, und der ganze Unterschied, der durch das Schicksal zwischen ihnen und Personen von niedrigerem Range besteht, besteht in der Wichtigkeit ihrer Handlungen. Ein Springbrunnen, der nur drei Fuß hoch über der Erde sprudelt, ist ein Springbrunnen ebenso wie der, der hundert Fuß hoch in die Luft aufsteigt; der Unterschied zwischen ihnen macht sich nur in der Wirkung geltend; und eine Königin von England, die von einem weiblichen Hof umgeben ist, wird stets Eigenschaften ihres Geschlechtes in die Führung der Regierung übertragen, d. h. Launen und Willkür.

Jedesmal, wenn ich der gleichen Anschauung wie Sie bin, bin ich dessen sicher, daß ich recht denke; an diesem Prüfstein kann ich stets den Wert meiner Gedanken erkennen. Die Menschlichkeit, diese so empfehlenswerte Tugend, die alle anderen einschließt, sollte, wie ich meine, das Erbteil jedes vernünftigen Menschen sein; und käme es dahin, daß diese Tugend aus dem Weltall verschwände, so müßte sie doch unsterblich sein bei den Fürsten.

Ihre Vorstellung von mir ist allzu günstig. Voltaire, der Poetik, wünscht für mich die Kaiserkrone; Voltaire, der Philosoph, würde den Himmel bitten, mich mit Weisheit zu segnen; und Voltaire, mein Freund, würde mir nur seine Gesellschaft wünschen, um mich ganz zu beglücken. Nein, lieber Freund, ich trachte nicht nach Größe; und wenn sie mich nicht sucht, ich werde sie niemals suchen.

Sacharin.

Von Dr. Heinrich Wiesenthal.

„Wer Teer ansieht, besubelt sich“. Wenn je ein durch das Alter geheiligtes Sprichwort von der Neuzeit in den gegenteiligen Sinn umgewandelt worden ist, so dieses. Die überlebenden, unansehnlichen Massen, die Dämpfe und Gase, die aus der Kohle entweichen, wenn man sie in eingeschlossenen Fässern bei Luftabschluss erhitzt und die zum großen Teil bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch als lästiges Nebenprodukt der Leuchtgasfabrikation galten, sind im Laufe der letzten Jahrzehnte gerade in Deutschland mehr und mehr zu wichtigen Kulturträgern geworden.

Die mannigfachen Schätze, die der Steinkohlenteer unter seinem rußig-häßlichen Gewande birgt, sind von deutschen Chemikern gehoben und in kostbare für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe unentbehrliche Substanzen umgewandelt worden. Was das Benzol als Ausgangsmaterial der Teerfarbenindustrie, als Grundstoff einer weitverzweigten Arzneimittel- und Präparatenfabrikation, als Antreibkraft für unsere modernsten Verkehrsmittel bedeutet, was das dem Benzol ähnliche Toluol besonders nach seiner Behandlung mit Salpetersäure als Trinitrotoluol in der modernen Sprengstoffindustrie leistet, Karbolsäure, Naphtalin und Anthracen als Grundstoff wichtiger Industrien geben ein ungefähres Bild von der Bedeutung der im Teer verborgenen Werte.

Wie kein anderes Land der Welt hat gerade Deutschland schon seit Jahrzehnten verstanden, diese Schätze in einem Umfange auszunutzen, daß wir auf zahlreichen Arbeitsgebieten der weitverzweigten chemischen Industrie den Weltmarkt beherrschen.

Auch die Süßstoffe, von denen uns in der Zeit des Zuckermangels vor allem das Sacharin interessiert, sind Abkömmlinge des Steinkohlenteers. Vor bald 40 Jahren (1879) entdeckten die Chemiker Fahlberg und Remsen einen Süßstoff, der die gebräuchlichen Rüben- und Rohrzuckerarten an Süßkraft weit übertraf, also auch nur in ganz geringen Mengen genommen werden durfte. Dieses Sacharin, fabrikmäßig zuerst im Jahre 1884 hergestellt, fand schnell Beifall und machte dem Zuckerverbrauch Konkurrenz. Da es unverändert durch den Organismus geht, bot es Diabetikern, Magenkranken, Sichtlichenden einen willkommenen Ersatz für Zucker, wurde aber auch als Süßstoff für die verschiedenartigsten

Nahrungs- und Genussmittel, so in der Brauerei, in der Likör- und Limonadenfabrikation, vom Bäcker und Konditor benützt.

Die Abnahme des Zuckerkonsums schädigte nicht nur die rübenbauende Landwirtschaft, sondern auch den Steuerfädel des Reichs, indem sie die Zuckersteuer verringerte. Zwei solchen Mächten wie Staat und Landwirtschaft war aber die junge, aufblühende Süßstoffindustrie nicht gewachsen, und nach langem Schwanken zwischen hoher Besteuerung und Verkehrsbeschränkung entschloß sich der Staat, letztere gegen die Verbreitung des Sacharins anzuwenden.

Nährwert besitzt der Süßstoff im Gegensatz zum Zucker nicht, man bot also die bestehenden Nahrungsmittelgesetze in verschärfter Weise gegen das Sacharin auf, erreichte aber nicht viel damit, da die interessierten Gewerbe, besonders Brauerei und Herstellung bzw. Nachahmung von Weinen, Hintertüren genug fanden zur Einföhrung des verbotenen Mittels. Die geschädigte Landwirtschaft schwieg natürlich nicht still dazu, und als Ergebnis ihrer Agitation trat im Juli 1898 ein Gesetz in Kraft, das die Verwendung aller künstlichen Süßstoffe ohne Nährwert und mit erhöhter Süßkraft als Rüben- bzw. Rohrzucker zur Herstellung von Nahrungs- und Genussmitteln als Verfälschung im Sinne des Nahrungsmittelgesetzes vom Jahre 1879 verbot und mit Gefängnis bzw. mit hoher Geldstrafe ahndete.

War nun die junge Industrie schon zu lebenskräftig, um sich erdroffeln zu lassen — 1902 besaß Deutschland sechs Sacharinfabriken, die nahezu 175 000 Kilogramm Süßstoff herstellten —, oder entsprach die praktische Handhabung des Gesetzes nicht der vom Gesetzgeber beabsichtigten Schärfe, der Süßstoffkonsum zeigte nur wenig Rückgang und die erlassenen Bestimmungen verfehlten ihren Zweck. Da trat mit dem 7. Juli 1902 ein noch vom vorjährigen Reichstag abgelehntes Gesetz in Kraft, das ganze Arbeit machte, indem es Herstellung, Einföhrung und Verkauf des Sacharins verbot, ferner das Süßen von Nahrungs- und Genussmitteln mit Sacharin und den Verkauf geföhrter Waren unter schwere Strafe stellte. Nur einer einzigen Fabrik wurde die Herstellung eines vorgeschriebenen Quantum erlaubt, das sie zu festgesetztem Höchstpreis an Apotheken und andere zum Bezug legitimierte Personen abgeben durfte. Damit war dem Bedarf zu wissenschaftlichen Zwecken und als Genussmittel für Kranke genügt, jede andere Verwendung blieb verboten. Auch die Einföhrung war nicht erlaubt, während Ausföhrung der Monopolfabrik freigestellt wurde.

Natürlich ging es nicht so ohne weiteres an, eine junge, auflebende Industrie, deren Erzeugnisse nicht gesundheitsgefährlich waren, zu erdroffeln, die bestehenden Fabriken wurden mit etwa vier Millionen Mark entschädigt, während die Monopolfabrik für Einschränkung ihres Betriebes etwa 400 000 Mark erhielt.

Bur Herstellung des Sacharins, die so recht zeigt, wie unsere moderne Chemie komplizierte Stoffe aus einfachen ausbauen kann, geht man vom Toluol aus, behandelt dieses mit konzentrierter Schwefelsäure, führt die so entstandene Orthotoluolsulfosäure mittels Kreide in ihr Kalisalz und dann mittels Soda in ihr Natriumsalz über. Durch weitere hier nicht zu erörternde Behandlung mit Phosphortrichlorid und Chlor erhält man Toluolsulfoclorid, das durch Ammoniak in das Amid umgewandelt wird. Droyliert man dieses Toluolsulfamid mit übermangansaurem Kali, so scheiden sich nach Zusatz von Salzsäure die gewünschten Kristalle ab. Die Herstellung ist sehr unständlich und mit großen Kosten verknüpft, lohnt sich aber fabrikmäßig wegen der hohen Süßkraft des Erzeugnisses. Ein anderes Verfahren zerlegt das Toluolsulfamid elektrolytisch in alkalischer Lösung. Das weiße geruchlose, in Wasser schwer lösliche Pulver, das sich bei beiden Methoden ergibt, zeigt je nach seiner Reinheit eine verschieden hohe Süßkraft. Ein leicht lösliches Sacharin, Kristall ohne genannt, etwa 440 mal süßer als Zucker, fand vorwiegend in der Getränkeindustrie zu ober- und untergärigen Bieren, Weiß- und Weizenbier, für Trauben-, Kirsch-, Obst- und Beerenweine sowie Champagner, für Limonaden, Spirituosen, Liköre und Sirups Verwertung; das raffinierte Sacharin, Zuckerin genannt, ist 550 mal süßer als Zucker, d. h. mit einem Gramm Zuckerin macht man eine Speise oder ein Getränk eben so süß, als mit 550 Gramm vom besten Zucker.

Mit dem zu Beginn dieses Jahres einsetzenden und sehr schnell fühlbar werdender Mangel an Zucker erinnerte man sich des Sacharins und da man ein anderes Ersatzmittel nicht kannte, blieb nichts übrig, als das draconische, vor 14 Jahren erlassene Gesetz abzuhauen. Zuerst wurde der Bezug von Süßstoff, natürlich nur bis auf weiteres, Gewerbetreibenden zum Zwecke der Süßung von natürlichen und künstlichen Fruchtäften, insbesondere zur Herstellung von Limonaden gestattet, dann folgten Dunstobst, Kompotte, Schaumweine, Vermuth, Liköre, Bowlen, Punschextrakte, Obst- und Beerenweine, Essig, Mostrieh, Fischmarinaden und kosmetische Mittel. Kurz darauf wurde nach langem Drängen der Warmeladenindustrie und der Herstellung obergäriger Biere, die wegen Zuckermangel vor einer Stilllegung ihrer Betriebe standen, das Sacharin für beide freigegeben und es steht zu erwarten, daß man, dem Zwang der Verhältnisse folgend, das Verwendungsgebiet des künstlichen Süßstoffes mehr und mehr erweitert. Außer dem bisherigen Monopolbetrieb hat man die Herstellung noch einer bekannten süßlichen chemischen Fabrik übertragen, und zwar unterstehen beide Betriebe hinsichtlich Art und Umfang der Sacharinfabrikation den Anordnungen der Kriegschemikalien-A.-G. zu Berlin.

Wie man auch, besonders in den Kreisen der Landwirtschaft und der Zuckerindustrie, über diese Freigabe denkt, das eine sei noch

maß festgesetzt: Schädlich ist das wegen seiner starken Süßigkeit nur in ganz geringen Mengen genossene Saccharin für den menschlichen Organismus nicht, eine Tatsache, die man von vielen anderen Surrogaten und Ersatzstoffen, mit denen uns in den letzten zwei Jahren skrupellose Fabrikanten und Händler unter Ausnutzung der Notlage geradezu überschüttet haben, keineswegs behaupten kann.

Der Weise.

Ein erdachtes Gespräch von Paul Ernst.

Personen: Sokrates, Kleibades. — Ort: eine Straße in Athen vor dem Haus des Sokrates, später Markt. Die beiden entfernen sich von dem Hause, indessen Kantippe aus dem Fenster ihnen nachschimpft. — Später auf dem Markt eine Bauersfrau.

Kleibades: Schon immer wollte ich dich fragen, o Sokrates, wie es sich eigentlich mit der Frau verhält, welche du geheiratet hast. Denn als ein umsichtiger und weiser Mann hast du doch sicher einen bestimmten Grund gehabt, als du in deiner Jugend diese Frau erwähltest und nicht eine andere.

Sokrates: Du hast recht, o Kleibades, daß ich einen bestimmten Grund hatte. Ich wußte immer, daß die Götter etwas Besonderes in meine Seele gelegt haben, und daß ich mein Leben so einrichten mußte, daß ich dieses von den Göttern in meine Seele Gelegte rein und ohne Schaden an den Tag bringen kann. Und weil wir Männer nun einmal die Weiber nötig haben, so dachte ich, bei der Wahl meines Weibes nicht auf Schönheit und Jugend zu sehen, sondern auf ein stilles, zufriedenes und heiteres Wesen, denn ich meinte, daß bei einem solchen Weibe der Mann am ersten seinen Gedanken nachhängen kann.

Kleibades: Und meinst du denn, daß Kantippe ein stilles, zufriedenes und heiteres Wesen hat?

Sokrates: Was denkst du, hat nur Sokrates Kantippe geheiratet, und hat nicht auch Kantippe den Sokrates geheiratet?

Kleibades: Natürlich hat auch Kantippe den Sokrates geheiratet.

Sokrates: Und was denkst du, daß Kantippe dachte, als sie mich heiratete?

Kleibades (lachend): Nun, doch wohl, daß sie einen Mann bekäme, der fleißig arbeitet und Geld verdient, damit sie und ihre Kinder so zu leben haben, wie es ihrem Stande angemessen ist.

Sokrates: Das scheint du mir sehr richtig gesagt zu haben. Aber nun, o Kleibades, was meinst du, daß sie heute von mir meint?

Kleibades: Das hat sie ja eben der ganzen Straße kundgetan, nämlich, daß du ein Nichtstuer bist, der mit jungen Leuten umherwandelt und schwätzt, statt in seiner Werkstatt zu arbeiten.

Sokrates: Und meinst du nun, daß sie recht hat mit diesen Gedanken?

Kleibades: Nein, wahrhaftig, sie hat sehr unrecht, sondern sie mußte sagen: ich bin ein armes Weib, und ich brauchte einen anderen Mann, einen, der Geld verdient für mich und meine Kinder, und nicht einen, der philosophiert.

Sokrates: Vielleicht einen Väter oder einen Fleischer?

Kleibades: Fürwahr, einen solchen Mann brauchte sie, und für den wäre sie eine gute Hausfrau, denn sie ist sauber, fleißig und sparsam, und das Gefinde würde Angst vor ihr haben.

Sokrates: Meinst du nun, ich wäre im Recht, wenn ich etwa sagte, daß sie aufgeregter ist oder selbstmützig, oder übermäßig von sich eingenommen, oder dumm, bössartig und abern?

Kleibades: Nein, du würdest unrecht haben; sondern du müßtest sagen: ich bin ein Mann, welcher nachdenkt und brauchte eine Frau von einem stillen, zufriedenen und heiteren Wesen, denn ich meine, daß bei einem solchen Weibe der Mann am ersten seinen Gedanken nachhängen kann.

Sokrates: Hier sind wir nun auf dem Markt angekommen. Da sitzt ja die Bauersfrau, über die wir soviel gelacht haben, als sie uns von ihren Hühnern erzählte und ihre Eier anpries. Weißt du noch? Sie erzählte: „Zwanzig Hühner habe ich und einen Hahn. Jeden Tag bekomme ich zwanzig Eier, die ich nach Athen auf den Markt bringe und verkaufe. Solche guten Hühner hat keine andere Bauersfrau in ganz Attika, und zuweilen hat auch ein Ei zwei Dotter; deshalb kommen alle Leute immer wieder zu mir, die erst einmal bei mir gekauft haben; vielleicht ist unter diesen Eiern hier eines mit zwei Dotter. Alle meine Nachbarinnen beneiden mich. „Ja, wer solche Hühner hat, der kann wohl gute Kundenschaft haben,“ sagen sie; und ich habe auch in der Tat die feinsten Leute zu Kunden. Solche Hühner gibt es eben nicht weiter. Die habe ich nur. Schlechte Hühner freilich würde ich gar nicht halten, das bin ich schon von meinen Eltern und Großeltern her so gewohnt.“ Weißt du noch, wie Aristophanes ein ernstes Gesicht machte, den Finger an die Nase legte und sprach: „Nun wollen wir auf den Hof der Frau gehen und wollen fragen, was die Hühner sagen. Ich wette, sie sagen: „Wir haben eine sehr gute Frau. Morgens, mittags und abends gibt sie uns pünktlich unsere Verste. Es ist sehr schöne Gerste, viele Körner sind zerbrochen, und der verschiedenartigste und schmackhafteste Unkrautsamen ist zwischen ihr. Zu diesen Mahlzeiten ruft sie uns immer mit liebevoller Stimme. Sie läßt uns täglich mehrmals ein Pferd auf den Hof

kommen, das einige Nessel für uns fallen lassen muß. Sie sorgt dafür, daß wir stets frisches Wasser zum Trinken haben, und unser Stall wird jedes Jahr gekalbt. Kurz, wir sind mit der Frau sehr zufrieden. Freilich, eine unordentliche oder saule Frau könnten wir gar nicht brauchen, denn Unordnung und Nachlässigkeit sind wir eben nicht gewohnt.“ So sprach damals Aristophanes, und ihr alle lachtet über den Dichter, daß er die Seelen der Hühner so gut erkannt hatte. Aber, was sehe ich, sie hat ja heute keine Eier in ihrem Korb, sie verkauft ja geschlachtete Hühner!

Die Bauersfrau: Wollt ihr vielleicht schöne Suppenhühner kaufen? Sie sind ganz frisch geschlachtet. Fühlt nur, wie fett sie sind! Hier, diese gelben Klumpen an der Seite! Einen richtigen Bettbauch haben sie! Das Huhn wiegt gut seine drei Pfund!

Sokrates (zu der Frau): Es hat mir immer Freude gemacht, wenn ich etwas über die Hühnerzucht erfahren konnte. Nun bist du, wie ich weiß, eine erfahrene Hühnerzüchterin. Möchtest du mich wohl belehren, ob du einen größeren Vorteil hast, wenn du die Hühner schlachtest und verkaufst, damit sie gekocht und gegessen werden, als wenn du sie täglich fütterst und die Eier auf den Markt bringst?

Die Bauersfrau (weinend): Ach, diese schändlichen Hühner! Halb tot bin ich vor Kummer und Gram! Eins hatte ein Wunde gelegt, das haben sie gleich gefressen, und dadurch sind sie auf den Geschmack geraten, haben immer ihre Eier aufgepickt und aufgefressen. Nicht ein Ei habe ich mehr gekriegt! Da habe ich sie genommen und geschlachtet. Fast sie nur an, das Bett! Die haben gute Mast gehabt! Lauter frische Eier, wo die Eier jetzt so selten sind; diese schändlichen Tiere!

Sokrates: Ich danke dir, gute Frau, ich will sie nicht kaufen.

Die Bauersfrau: Zwei Obolen das Stück. Gerupft und ausgezogen! Seht her, Lunge, Magen, Leber und Herz liegen immer drin! Eure Frau kann sie in den Topf stecken, so wie sie sind!

Kleibades (zu Sokrates): Wir wollen schnell weitergehen.

Die Bauersfrau: Ihr habt wohl nichts Besseres zu tun, wie eine arme Bauersfrau zum besten zu halten, ihr Nichtsnutze, ihr? So ein alter Faulenzer, Schuhe hat er nicht, aber Hühner muß er essen!... (Ihr weiteres Schimpfen verliert sich im Hintergrund, wo die beiden die Frau lassen.)

Sokrates: Was meinst du, o Kleibades, was die Hühner wohl gesagt hätten, wenn sie nämlich sprechen könnten, als die Frau sie schlachtete?

Kleibades (den Finger an die Nase legend): Diese schändliche Frau! Sie mordet uns ja! Sie ist ja eine Mörderin! Wir haben uns in ihr getäuscht. Wie ist das nur möglich, daß wir sie nicht früher erkannt haben!

Sokrates: Und wie meinst du, haben in Wirklichkeit sich die Hühner verändert und waren früher gut und wurden dann schändlich, und hat die Bauersfrau sich verändert, war früher gut und wurde dann eine Mörderin?

Kleibades (lachend): Nein, sondern die Hühner waren immer gewöhnliche Hühner, und die Bauersfrau war immer eine gewöhnliche Bauersfrau. Aber ein jeder hält sich für das Wichtigste in der Welt, und nicht nur das, sondern er glaubt auch, daß die anderen ihn gleichfalls für das Wichtigste in der Welt halten, während diese wiederum meinen, daß sie das Wichtigste sind. Deshalb hielt die Bauersfrau früher die Hühner für gut, weil sie ihre viele Eier legten, und dann für schändlich, weil sie die Eier selber fraßen, und die Hühner hielten früher die Bauersfrau für gut, weil sie von ihr das Futter bekamen, und dann für eine Mörderin, weil sie von ihr geschlachtet wurden.

Sokrates: Nun, beim Hund! Dann geht es hier also genau so her, wie zwischen mir und Kantippen.

Kleibades: Höre, Sokrates! Du weißt, daß ich mich den Angelegenheiten des Staates gewidmet habe. Sollten nicht vielleicht viele Feindschaften unter den Menschen so zusammenhängen, wie die zwischen der Bauersfrau und den Hühnern?

Sokrates: Das scheint mir ein nicht unrichtiger Gedanke zu sein.

Kleibades: Vielleicht auch sogar die Kriege?

Sokrates: Vielleicht auch sogar die Kriege.

Kleibades: Und nicht nur die Feindschaft zwischen der Bauersfrau und den Hühnern, sondern auch wie die Ehe zwischen Sokrates und Kantippen?

Sokrates: Vielleicht auch so.

Kleibades: Der Weise aber, welcher das eingesehen hat, läßt den andern schimpfen, und er selbst tut nur, was nötig ist?

Sokrates: Das glaube ich auch.

Kleibades: Als im Peloponnesischen Kriege die Athener über die Spartaner schimpften, daß sie Barbaren seien, und sie mit häßlichen Namen belegten, und die Spartaner nicht antworteten, sondern statt dessen ihre geistigen Kräfte dazu anwendeten, die Athener zu besiegen, da handelten also die Athener nicht als Weise?

Sokrates: Das ist ein sehr schöner Gedanke von dir.

Kleibades: Ich werde ihn mir merken.

Sokrates: Du tust wohl daran, ihn dir zu merken, o Kleibades, da du ein Athener bist.